

NINA ELISABETH  
CHRIST

Seiden  
Traum



W READERS



### **Über die Autorin**

**Nina E. Christ**, geboren 1995, verfiel dem geschriebenen Wort, noch bevor sie das Lesen lernte, zeichnete ihre »Romane« und ließ andere für sie schreiben. Sehr zur Erleichterung ihrer Familie entfloh sie später allein in fantastische Welten, und nicht selten schrieb sie – nur aus Vergnügung – Fortsetzungen ihrer liebsten Bücher. Auch eigene Geschichten schrieb sie mit Eifer, bis sie sich schließlich dazu entschied, ihre Leidenschaft zu ihrem Beruf zu machen.

Mit ihrem Germanistik und Kunstgeschichte Studium erfüllt sie sich diesen Traum und möchte andere an ihren Welten teilhaben lassen.

NINA ELISABETH  
CHRIST

Seiden  
Traum





WREADERS E-BOOK

Band 171

Dieser Titel ist auch als Taschenbuch erschienen

Vollständige E-Book Ausgabe

Deutsche Erstausgabe

Copyright © 2022 by Wreaders Verlag, Sassenberg

Verlagsleitung: Lena Weinert

Druck: BoD – Books on Demand, Norderstedt

Umschlaggestaltung: Theresa Wöll

Lektorat: Vanessa Jäger, Alina Lindecke

Satz: Ryvie Fux

[www.wreaders.de](http://www.wreaders.de)

ISBN: 978-3-96733-338-1



*Für Mama: Geschäft.*





## PROLOG

**D**er Geruch herber Medizin erfüllte den Vorraum zum Schlafzimmer. Die schweren Wandteppiche dämpften normalerweise jeden Geruch und jeden Laut, doch diese unbekanntes Düfte schienen sich nicht absorbieren zu lassen. Alles andere war dumpf, nichts drang zu dem jungen Mädchen hindurch.

Ihre schwarzen, glänzenden Haare wurden vom schwachen Licht der Öllampen beschienen. Die anmutig wippenden Flammen zauberten ihr einen hellen Schein um den Kopf, die zarten Locken wirkten in Kontrast zu ihrem mittlernachtsfarbenen Gewand braun.

Obwohl ihre Familie wohlhabend genug war, um sich teuren Schmuck zu leisten, trug sie nichts davon. Auf ihren Wangen ruhten keine goldenen Kreolen mit Rubinen in Krabbenfassung, sie hatte kein Stirnband angelegt, von dem ein glühender Stein erhaben auf ihrem kleinen Kopf thronte. Ihre Arme klimperten nicht bei jeder Bewegung.

Sie trug lediglich die dünne goldene Kette mit dem tropfenförmigen Saphir, die unter den Lagen Stoff, die sie sich umschlang, um ihre junge Haut vor dem rauen Wind zu schützen, nicht zu erkennen war.

Sie hatte sich die schlichtesten Sandalen ausgesucht, die Zehen waren geballt, umklammerten die dünne Sohle, die Finger waren im Schoß ineinander verknotet.

Ihre Haltung sprach von ihrer Anspannung, aber es war Trauer, die ihr schönes Gesicht zeichnete. Ihre von der Sonne gebräunte Haut wirkte sonderbar fahl, als hätte ein Wüstengeist ein durchscheinendes Tuch über sie gelegt. Nur ihre Augen leuchteten, schwammen in unvergossenen Tränen. Sie waren stahlgrau und strahlten Tapferkeit aus, von der die junge Besitzerin selbst jedoch nichts verspürte.

Einer der Teppiche, der dünne rote mit den Blumenornamenten, die sich verspielt um die Pranken eines steigenden Tigers wickelten, wurde beiseitegeschoben. Eine schwächliche Gestalt trat hervor, ein Mädchen, kaum älter als sie, und neigte den Kopf so tief, dass ihr schwarzer Zopf über die Schulter fiel und auf dem kleinen Ansatz ihrer Brüste landete.

»Sie möchte Euch ein letztes Mal sehen«, wisperte die Dienerin und wich

augenblicklich zurück, um Platz zu machen. Ihre nackten Füße verursachten keine Geräusche, obwohl sie neben die Kanten der ausgebreiteten Teppiche trat. Sie arbeitete lange genug für die Tajir-Familie, um zu wissen, wie sie sich auf unebenen Böden und dicken Teppichen zu bewegen hatte.

Die in die Farben der Trauer Gekleidete erhob sich von ihrer Bank, einem dünnen Ding mit gespaltenen Hufen als Füße und einem purpurnen Polster, das perfekt mit den warmen Farben des Vorraumes verschmolz.

Das Mädchen nickte der Dienerin zu und berührte sanft ihre Schulter, um ihre Dankbarkeit auszudrücken, ehe sie, all ihren Mut zusammennehmend, durch den Vorhang trat. Das Zimmer war duster, die hölzernen Bögen mit Tüchern und Teppichen verhangen, um den Anschein, sie befänden sich in einem Haus und nicht in einem Nomadenzelt, zu erwecken. Es wäre behaglich, wenn nicht die Wärme des vorderen Bereiches fehlen würde. Dies war ein Raum, in dem der Tod wartend in einer Nische kauerte.

Zwei Lampen brannten, sie waren mit dünnen Stricken am Deckenkonstrukt befestigt und wippten sachte hin und her, als wäre soeben jemand an ihnen vorbeigelaufen und hätte sie mit seiner bloßen Anwesenheit in Bewegung versetzt. Der unruhige Schein beleuchtete eine Person in der Mitte des Zeltes.

Ihre Mutter war eine magere Gestalt geworden, gezeichnet von der Krankheit, die sich durch ihr Inneres fraß und ihr das Leben aus den Gliedern sog. Die einst prächtigen Haare waren durchfurcht von grauen Strähnen, die in dem dämmrigen Licht fast silbern wirkten.

Anmutig saß Hanan Ahreta Tajir in eine dicke Decke eingehüllt auf ihrem Lager, ihre Miene versuchte die Schmerzen, die sie erlitt, nicht zu spiegeln.

»Mutter«, hauchte das Mädchen, ließ jegliche Etikette fallen und stürzte an ihre Seite.

Sie warf sich über den wärmenden Stoff, der rau und borstig an ihrer Wange kratzte. Eine Hand legte sich vorsichtig auf ihr Haupt, strich die schwarzen Wellen glatt und landete auf dem Seidentuch, das ihr vom Kopf gerutscht war.

»Meine kleine Nimra«, hauchte Hanan. »Ich fürchte, ich werde dich bald verlassen müssen.«

»Ich vergebe dir, Mutter. Nur versprich mir, dass dir kein Leid mehr widerfahren wird.«

Die kranke Frau lachte leise und liebte weiterhin die Haare ihrer Tochter.

»Kein Leid, nur Glück und Stolz, dich haben zu dürfen. Ich werde deinen Vater von dir grüßen. Ach, Nimra«, seufzte sie. »Ich wünschte, ich hätte besser für

dich sorgen können.«

»Das hättest du nicht gekonnt. Papa und du habt so viel für mich getan, ich besitze mehr als jedes andere Kind. Ich bin behütet und gebildet aufgewachsen, um was hätte ich noch bitten können?«

»Um eine Zukunft.«

Nimra schwieg. Sie hatte nicht über die Zukunft nachgedacht, zu groß war die Trauer um den baldigen Tod ihrer Mutter gewesen. Als wäre ihr erst jetzt bewusst geworden, wie wohlhabend die Zeltstadt war, in der sie lebte, blickte sie sich um. Ihre Augen hatten sich an die Dunkelheit gewöhnt, doch auch ohne ihre Sehkraft hätte sie gewusst, wie Hanans Gemach aussah. Ihre Mutter ließ diesen Raum bei jeder Rast gleich herrichten. An der westlichen Zeltwand hing ein großes Portrait, auf dem zwei Personen abgebildet waren.

Hanan sah glücklich aus, ihr *quftān* war in einem strahlenden Rot, ihre Haare behängt mit Perlen und goldenen Blüten. Sie umfasste den Arm eines hochgewachsenen Mannes, der älter wirkte als sie, und verliebt auf seine junge Braut hinab lächelte. Nihat Ensar Tajir trug einen weißen Anzug, seine dunklen Locken versteckt unter einem festlichen Turban, verziert mit einer Pfauenfeder. Seine Hände waren mit Ringen geschmückt, doch er wirkte trotz seines Prunkes weder fürstlich noch königlich.

Dem Gemälde gegenüber dominierte eine dunkle Holzkommode das Zimmer, die groß genug war, um alle Gewänder Hanans zu beherbergen. Obenauf lag ihre Haarbürste aus reinstem Elfenbein sowie Kämmе mit Fuchsien, Vogelblumen und anderen exotischen Blüten dekoriert, mit denen sie ihr langes Haar hochzustecken pflegte.

Ein Lufthauch ließ das Tuch vor dem Zeltfenster erzittern, Schatten fielen durch den dünnen Stoff und zauberten den aufgestickten Sternenhimmel auf den festgetretenen Boden. Heiße Luft und Sandkörner wirbelten tanzend herein, verhöhnten Hanan, die sich nie wieder wiegenden Bewegungen hingeben würde.

Nimra wollte aufstehen und die Vorhänge schließen, doch ihre Mutter hielt sie zurück.

»Bleib bei mir. Ich weiß, ein Kind sollte niemals sehen, wie seine Mutter sich selbst verliert. Ich kann dich darum bitten, mich als die Frau in Erinnerung zu behalten, die dich durch das Lager jagte, wenn du die Köchin dazu brachtest, dir eine Leckerei zustecken. Aber das wird nicht geschehen. Also bitte ich dich nur, dass du bei mir bleibst, bis ich gehe.«

»Hast du Angst, Mutter?«, fragte Nimra vorsichtig.

Die Tränen brannten in ihren Augenwinkeln. Auch sie erinnerte sich an die glücklichen Tage, als sie mit nackten Füßen um die Feuer rannte und den Staub aufwirbelte, ihre Diebesbeute an die Brust gedrückt. Meist hatte sie sich zwischen den blökenden Ziegen versteckt, bis ihr die Köchin Nadea mit den Dschinn drohte, die draußen im Sand lebten und unartige Kinder verschleppten.

Ihre Mutter hatte ihr stets hinterhergerufen, dass man böse Kinder mit dem Besen zu ihnen scheuchte, bis sie zur Vernunft kamen, aber das glockenhelle Lachen strafte sie Lügen. Hanan hatte immer gewusst, dass ihre brave Tochter nie über die üblichen kindlichen Streiche hinausgehen würde.

»Nur um dich«, antwortete sie mit schwacher Stimme. Mittlerweile kostete es sie sogar Kraft, die Hand ihrer Tochter zu halten. Schlaff ruhte sie auf der Kuhle ihres mageren Bauches.

Nimra wachte bis zum Ende an der Seite ihrer Mutter. Die letzten Tage über hatte diese stets darum gebeten, von ihrer Kammerzofe zurechtgemacht zu werden. Ihr wurde Farbe in die Wangen gekniffen und ihr Rücken mit Kissen gestützt, damit das Kind glaubte, die kranke Frau könnte aus eigener Kraft sitzen.

Der Tod Hanans kam langsam, aber als sie ihren letzten Atemzug aushauchte, lag sie ruhig und mit einem liebevollen Lächeln auf den Lippen in ihrem Bett.

Dieses Lächeln, so dachte Nimra, würde sie stets in ihrem Herzen bewahren.

# KAPITEL 1

**E**s war nicht einfach für die junge Frau, auf sich aufmerksam zu machen. Auf ihrem dünnen Teppich kniend versuchte sie ihre Ware – die sorgfältig geschnitzten Seifenstücke – zu bewerben, aber niemand schenkte ihrer leisen Stimme Beachtung.

Sie hatte die elfenbein- und lavendelfarbenen Tiere in feines Leinen gewickelt, um sie sauber zu halten. Von jeder Sorte genau eines: Einen Elefanten und ein gedrungenes Pferd hatte sie aus ihrer schützenden Hülle genommen, um den potenziellen Kunden zu präsentieren, welch' Handarbeit sie vollbringen konnte. Damit wirkte sie an ihrer kleinen Ecke am Straßenrand jedoch vollkommen fehl am Platz.

Der Souk war ein weitläufiges Viertel, umsäumt von hohen, lehmfarbenen Gebäuden, deren Balkone mit Tüchern behängt waren, die in der grellen Sonne trockneten. Ein buntes Farbenmeer kesselte die Stände ein, welche in ihrer optischen Pracht in nichts nachstanden. Einfache Holzstände waren mit dicken Segeltüchern überdacht. Die dünnen Holzplanken, die sie aufrecht hielten, waren voll Nägel geschlagen, an denen feiner Schmuck mit glitzernden Steinen, Schals, Tücher mit Stickereien und frisch duftende Kräuter hingen.

Das kräftige Grün stach in den Augen, es kam einer Wohltat gleich, wenn man das dunkle Fleisch zwei Reihen weiter sah. Frisches, duftendes Lamm war neben Rind aufgereiht, fast glaubte man noch die Seele spüren zu können.

Ein Tuchverkäufer hatte sich seine Ware um die Arme gebunden, tanzte mit ihr umher und lies die dünne Seide hüpfen und schwingen. Das Licht der Sonne brach in ihrem Stoff und zauberte ein strahlendes Mosaik auf den Boden, während der Mann den Damen hübsche Augen machte.

Es kam nicht oft vor, doch an diesem Tag besuchte ein Zirkus die Stadt. Auf der kleinen Bühne am Rande des Platzes gaben die Künstler einen Vorgeschmack auf ihre Talente: Ein nachtschwarzer Mann reckte seine nackte breite Brust und trug seine Stäbe zur Schau. Ihre Enden waren mit Tüchern umwickelt, welche er feierlich in Öl tränkte und entzündete. Aberwitzig ließ er das Feuer um sein kahles Haupt fliegen, schlug sich einen Stab auf den Oberschenkel, ließ ihn

abprallen und durch sein Bein hindurch tauchen.

Die gebannten Zuschauer keuchten erschrocken auf, unfähig zu erkennen, ob der Feuerakrobat seine leuchtend orange Pluderhose in Brand gesetzt hatte oder ob ihre Farbe lediglich den züngelnden Flammen glich.

Ihn lösten drei aufreizend gekleidete Frauen ab. Ihr ebenholzfarbenes Haar war mit zartrosanen, himmelblauen und dottergelben Schleiern verdeckt, die dunklen Augen waren von schweren Lidern verhangen, die den Männern mit langen Wimpern zu klimpernten. Ihre Hüften kreisten so schnell, dass einem beim Zuschauen schwindelig wurde, die mehrlagigen Röcke stoben um bronzene Beine und zeigten mehr Haut, als angebracht war.

Selbst das Publikum war eine Augenweide für sich, die Frauen waren wesentlich bedeckter gekleidet, manche hatten sich braune Mäntel umgeworfen, aber ab und zu blitzte ein bunter Träger ihrer Hauskleider hervor.

Wenn man diesen Ort betrachtete, so laut und voller Leben – die spielenden Kinder, die frechen Hunde, die unter die Theken schlichen und auf Reste warteten, das Lachen der umworbenen Frauen, die sich von listigen Verkäufern mehr Teppiche und Ketten andrehen ließen, als sie brauchten –, so wirkte das Seifenmädchen verloren. Sie saß immer noch abgeschottet auf ihrem staubigen Teppich. Alle Farbe schien in ihrer Welt erloschen zu sein, dennoch warf sie den Passanten freundliche Blicke zu und fragte sie, ob sie ihre wohlduftende Seife kaufen mochten.

Ihr Vater hatte die Ware zu seiner Zeit über den Ozean hinweg verkauft. Langsam hob sie einen Elefanten an ihre Nase und sog das Aroma von Jasmin und grünem Tee in sich hinein. Das Rezept stammte von ihrer Mutter. Sie konnte ein Stück Seife nach zwei individuellen Noten duften lassen. So außergewöhnlich und dominant sie einzeln auch sein mochten, konnte die junge Frau sie zu Verbündeten machen. Manch einer würde die Düfte als wohltuend empfinden und gern seine von Hitze und Sand gereizte Haut damit behandeln. Doch in ihr erweckten sie lediglich ein heftiges Heimweh.

Fast zwei Jahre war es her, dass Nimra ihre Mutter zu Grabe getragen hatte. Die Trauer um Hanan war groß gewesen, genauso wie die Sorge, die ihre Mutter zu Recht gehabt hatte.

Kurz nach dem Tod der Seifenschnitzerin hatte Nimra ihre Diener und Zofen mitsamt ihrer kostbaren Kissen und Kleider entlassen müssen: das letzte Pfand, das sie ihnen mit auf den Weg geben konnte.

Nachdem Nimra alles weggegeben hatte, hatte Nabih sie nach einigen Wochen

aufgesucht, obwohl er nicht mehr zu ihren Diensten stand. Auch er hatte sich in der Hauptstadt niedergelassen und die Nutztiere behalten, die Nimra ihm als Entlohnung gegeben hatte. Er wollte sich nach Hanans Kind erkunden, doch besaß er selbst nicht genügend Geld, um eine weitere Seele zu ernähren.

Hanan hatte ihre männlichen Diener unter Nabih's Leitung das Geschäft ihres Mannes führen lassen. Sie war eine kluge Frau gewesen, hatte ihnen einen guten Prozentsatz geboten und sich so Treue und Hilfe gesichert. Nimra war noch keine achtzehn gewesen und hatte bereits ihr ganzes Hab und Gut verloren. Zur Händlerin war sie nicht geboren, viele Männer hatten kein Vertrauen darin unter der Führung eines Kindes – eines Mädchens – zu stehen. Sie hatten um ihren Lohn gebeten und waren gegangen, hatten eine ausgebeutete Waise zurückgelassen. Wenn sie über Nimra sprachen, sah man Mitleid in ihren Augen, Bedauern. Aber niemand war zu ihr zurückgekehrt.

»Du bist hübsch, jung und du stammst aus gutem Hause. Dir wird es ein Leichtes sein, einen Ehemann zu finden. Sei nicht zu stolz, Nimra, suche dir einen reichen Mann, der sich um dich kümmert. Das Gleiche werde ich auch meinen Töchtern raten, bevor ich sterben sollte. Aber ich bete, dass ich sie noch nicht allein lassen muss«, hatte Nabih ihr gesagt.

Nimra hatte sich dem nicht anschließen können. Freundschaftlich hatte sie seine Hände umfasst. Tränen hatten in ihren Augen geschimmert und sie hatte ein zitterndes Lächeln zustande gebracht. »Deine Fürsorge rührt mich und ich danke dir für deinen Rat, aber ich kann nicht. Wie soll ich mir selbst treu bleiben, wenn ich nur dafür arbeite, nie wieder arbeiten zu müssen? Ich scheue nichts, ich habe euch oft genug zugesehen und mitgeholfen, wenn ich konnte.«

Nabih hatte genickt, sein Lächeln hatte von glücklichen Erinnerungen gesprochen. Nimra hatte die Schultern gestrafft. *Hoffentlich klang sie nicht zu vorwurfsvoll, hatte sie gedacht.*

»Welcher Mann würde eine mittellose Frau haben wollen? Auch würde ich niemals einen Mann heiraten, den ich nicht liebe. Ich weiß, das ist ein Privileg der Reichen, und zu ihnen gehöre ich nicht mehr. Aber wenn ich nur des Geldes wegen heirate, wäre ich nie mehr glücklich. Wäre ein Mann, der mich jetzt nehmen würde, nicht nur an meinem Körper interessiert? Dann könnte ich genauso gut in einem der schmutzigen Bordelle am Stadtrand arbeiten.«

Die sanften, väterlichen Augen Nabih's hatten sich vor Schreck geweitet. Aber sie hatte gesehen, dass er verstand. Und obwohl Nabih ihr an diesem Tag angeboten hatte, ein Teil seiner Familie zu werden, hatte sie abgelehnt. Er war

lange arbeitslos gewesen, hatte drei Töchter und eine Frau, die bald ihr viertes Kind erwartet hatte. Niemand hatte ihn unterstützen können, sein Bruder war bereits Jahre zuvor im Krieg gefallen.

Schweren Herzens hatten sie sich verabschiedet. Von dem Moment an, hatte sie auf der Straße gelebt, aber Nimra war geistreich und fleißig. Sie hatte in Gasthäusern nach Arbeit gebeten und sich mit der winzigen Auszahlung so lange über Wasser gehalten, bis sie eine feste Anstellung bei einem Schneider gefunden hatte. Ein großes Glück für eine Frau in dieser Stadt.

Als Kaufmannstochter hatten ihre Eltern großen Wert darauf gelegt, dass sie zumindest ein Handwerk erlernte, und so war sie sehr geschickt mit der Nadel geworden. Ihr Arbeitgeber, Adeel Kader, hatte von ihrem Talent und ihrem Auge fürs Detail profitiert. Nie hatte er schönere Tücher verkauft, die er nun tanzend auf dem Souk anpries. Auch Ausbesserungen übernahm Nimra: Sie säumte, stopfte, rechnete Maß aus, wusch die Stoffe am Fluss, klopfte sie aus und fegte ihr Arbeitszimmer des Nachts frei von gelösten Fäden. Dennoch konnte sie kaum die kleine Wohnung halten, in der sie nun lebte, und so verkaufte sie, wenn Kader unterwegs war, ihre Seifen. Heute war kein guter Tag, aber ab und an konnte sie sich mit ihren Einnahmen frisches Fleisch leisten.

Sobald die Sonne den Horizont verbrannte, legte sie ihre Produkte behutsam in ein Tuch und schnürte es zu. Den Teppich rollte sie zusammen und trug beides die schmalen Gassen entlang. Auf dem Heimweg wusch sie Putzwasser aus, das achtlos aus den Fenstern gekippt wurde, beobachtete Kapuzineräffchen, die darauf warteten, unachtsame Kinder ihrer Süßigkeiten zu berauben. Der Duft von Parfüm, Räucherstäbchen, Obst und Gewürzen ließ nach und wurde durch den Geruch nasser Tiere und Ställe, die den äußersten noch ummauerten Bezirk darstellten, ersetzt. Die Hauptstadt Zandirs reichte weit. Manchmal, wenn Nimra sich auf dem Markt befand, malte sie sich aus, die Stadt wäre alles, woraus die Welt bestand – wenn sie aus ihrer Nomadenzeit nicht die weiten Wüsten und den fernen Ozean gekannt hätte und es besser wüsste. Hier, umgeben von schlafenden Kühen und meckernden Ziegen, die ihr vertraut sein sollten, fühlte sie sich schrecklich einsam.

Nimra schleppte ihren Beutel die Hintertreppe des schiefen Hauses hinauf, sie war bereits so müde, dass sie sich an der Wand abstützen musste. Die Stufen waren hoch, die Treppe schmal und aus der Hauswand geschlagen. Falls sie stürzte, würde sie sich leicht ihre Knochen brechen. Obwohl das Haus klein und schäbig war, hatte die alte Witwe, die hier gelebt hatte, das letzte bisschen mit

dem verwaisten Mädchen geteilt. Glücklicherweise schaffte Nimra es in einem Stück in ihre Kammer. Nur ein Tuch verhängte ihr Zimmer, aber beraubt wurde sie bis jetzt noch nicht. Wahrscheinlich wusste jeder Dieb, dass es an so einem Ort nichts zu holen gab. Ihr Bad wurde durch einen blickdichten Vorhang abgeschirmt. Ein kleines Steinbett, auf dem sich zahlreiche Stoffe befanden, die sie von Kader für ihre hervorragende Leistung geschenkt bekommen hatte, dominierte das Zimmer. Sie legte ihre Seifenstücke unter dem kleinen Fenster ab. Zu gern hätte sie dort eine Pflanze stehen, aber sie musste das Wasser sparen. Sie hatte dank ihrer vereinnahmenden Arbeit kaum Zeit oder Kraft, ständig zum Brunnen zu laufen.

Heute musste sie sich jedoch dazu aufraffen. Sie holte einen Eimer aus ihrer kleinen, hölzernen Wanne und trat den langen Weg an, schöpfte genügend Wasser, um sich am nächsten Tag waschen zu können und hing ihn anschließend über der kleinen Feuerstelle auf. Sie kehrte den Ruß zusammen und entzündete das Holz, um das Wasser zu erhitzen und sich über Nacht wärmen zu können. Als das Wasser warm genug war, nahm sie ein frisches Tuch, wusch sich den Straßenstaub ab und aß eine kleine Mahlzeit, ehe sie erschöpft auf ihr Bett sank. Hoffentlich holte der Schlaf sie bald ein.

Ihr Blick wanderte langsam zum Fenster. In manchen Gassen brannte noch Licht. Auch nachts war es nicht still: Hier und dort sangen Männer, die sich in Kneipen entweder Alkohol oder Frauen hingegeben hatten, Tiere riefen einander, hier und da stahl sich ein Liebespaar in die Dunkelheit.

Was Nimras Blick gefangen hielt, waren die großen goldenen Kuppeln des Palastes. Seine weißen Türme reckten sich dem Himmel entgegen, die Spitzen kitzelten die spärlichen Wolken, beanspruchten den Horizont für sich. Das Gebäude schien von innen zu glühen, als wolle es der Welt beweisen, wie bedeutend es war. Mauern umgaben den Palast, so hoch, dass sie, wenn sie direkt davor stünde, kaum noch etwas sehen würde. An dem goldenen Tor wachten haras mit ihren großen Säbeln und sorgten dafür, dass niemand zu lange verharrete.

Sie sehnte sich danach, die großen Gärten zu sehen, die Brunnen, die Pfaue und die exotischen Vögel, die sie nicht benennen konnte. Sie hätte gern die Wachen bei ihren Übungen beobachtet, wie sie ihre Waffen schwangen, die Entschlossenheit in ihren Blicken, die Kampfmanöver, die genauso sinnlich wirkten wie die Bewegungen der Schleiertänzerinnen.

Auch wenn sich der Gedanke nicht ziemte, hatte sie sich einst gewünscht, selbst

einmal eine Waffe zu schwingen. Nicht gegen einen Menschen, sondern um herauszufinden, ob sie dabei ebenso anmutig und schön aussah.

Und dann war da die Herrscherfamilie. Als bester Kaufmann des Landes – laut seiner eigenen bescheidenen Meinung – hatte Nimras Vater an den Palast verkauft. Er hatte seiner Tochter von ihrem Regenten erzählt. Allein die Vorstellung von ihm jagte Nimra Schauer über den Rücken. Man musste womöglich allmächtig wirken, wenn man ein ganzes Land leitete.

Seufzend zog Nimra die Decken enger um ihre schmalen Schultern. Ihre Haare hatte sie vom Zopf befreit, und die seidigen Locken wärmten ihre Ohren.

Sie wisperte ein letztes Gebet, bat darum, dass es ihren Eltern gut ging, und schlief ein.

Am nächsten Morgen musste sie bereits vor Sonnenaufgang aufbrechen. Sie wusch sich eilig, aß die Reste des Vorabends auf und öffnete den Schrank, in dem sie ihre Vorräte aufbewahrte. Die Auswahl war kläglich, aber Nimra beschwerte sich nicht. Hauptsache sie hatte etwas zu essen, wenn sie heimkam. Was sie allerdings suchte, hatte weder mit Nahrung noch mit Körperpflege zu tun. Sie hob das unterste Brett heraus und enthüllte ein Geheimfach. Hier bewahrte sie die Dinge auf, die sie aus den glücklichen Zeiten hatte behalten dürfen. Zwei Gewänder waren ihr geblieben, eines so tiefmitternachtsblau, dass es fast schwarz wirkte. Angekleidet fühlte sie sich damit wie die Verkörperung der Nacht.

Das andere Kleid bildete mit seiner hellen Farbe einen starken Kontrast zu dem dunklen. Es hatte einen Korallenton – zumindest hatte ihr Vater diese Farbe so bezeichnet. »So«, hatte er gesagt, »sehen die Pflanzen im Ozean aus.« Auch ein Haarreif lag in ihrem Fach, kleine Kristalle zierten den Bogen. Eine dünne Goldkette war zwischen die Stofflagen gerutscht, sie konnte sie nur fassen, wenn sie den dunklen Schleier anhub, an dem sie befestigt war.

Ihr größter Schatz jedoch war die kleine Spieluhr. Ihr Vater hatte sie als Mitbringsel aus einem weit entfernten Land mitgebracht. Wenn sie den Schlüssel am Rücken der runden Schachtel aufzog und den schweren Deckel aufklappte, drang glockenhell ein ruhiges Musikstück aus dem Inneren hervor. Die Schachtel war mit Ranken verziert, die sich auf der Vorderseite über den roten, bauchigen Körper wanden, mittig auf dem Deckel zusammenführten und einen Spiegel festhielten.

Kurz lauschte Nimra mit geschlossenen Lidern dem Lied, summtte zur Melodie, ehe sie die Spieluhr abrupt schloss: Es war Zeit für einen neuen Arbeitstag.

Als sie an dem Haus ihres Arbeitgebers ankam, traute sie ihren Augen nicht.

Kader kniete im Eingang, ein Soldat in schwarzer, lederner Rüstung hielt ihm seinen Krummsäbel an die Kehle. Die Stimme des Mannes wurde durch seine Gesichtsbedeckung gedämpft, weswegen Nimra nicht hören konnte, worum es ging. Eines stand fest: Kader würde aus seiner misslichen Lage nicht entkommen können.

Der askarī hatte zwei wachsamen Begleiter an seiner Seite. Sie trat auf den kleineren der beiden zu und nahm ihren ganzen Mut zusammen. Ihre Kehle war so trocken wie der Sand unter ihren Füßen.

»Verzeiht, aber was ist passiert? Ich bin eine Bekannte Meister Kaders«, erklärte sie hastig und neigte ergeben das Haupt. Der Mann musterte sie durch sein dünnes Visier hindurch, seine dunklen Augen kalt und berechnend. Er schien zu wissen, dass sie keine Gefahr darstellte, und murmelte seine Antwort.

»Adeel Kader wird des Diebstahls bezichtigt. Eine Frau behauptet, sie habe gestern etwas an seinem Stand gekauft und danach ihren Armreif nicht mehr auffinden können.« Erschrocken weiteten sich Nimras Augen. »Ich werde für ihn bürgen, er ist kein Dieb!«

»Ich glaube kaum, dass jemand einem jungen Ding wie Ihnen Gehör schenken würde. Verzeihen Sie«, fügte er schleunig hinzu, als würde dies seine Beleidigung schmälern.

»Wurde der Armreif in seinem Besitz gefunden?«, hakte sie nach, unfähig, das Thema fallen zu lassen.

Ihr Herz pochte ihr bis zum Hals. Schweiß brach ihr auf der Stirn aus, ihre Handflächen wurden feucht. Was würde passieren, wenn Kader wirklich als Dieb verurteilt wurde? Sie könnten ihn köpfen lassen. Im besten Fall würde er eine Hand abgeschlagen bekommen und damit auf ewig gebrandmarkt sein. Das wäre das Ende seines Geschäftes. Er würde von da an seine vermeintliche Tat zu seinem Beruf machen oder auf der Straße betteln müssen.

Nimra war so voller Sorge um ihren Freund, dass ihr nicht bewusst war, was dies für sie bedeuten würde. Denn allein würde sie kaum Gewänder verkaufen können.

Noch bevor ihr der Soldat eine Antwort geben konnte – seine Körpersprache zeigte ihr ohnehin, dass er es nicht für wert erachtete, ihr eine weitere Antwort zu geben –, hatte Kader aufgehört sich gegen die Männer zu wehren. Nimra konnte nichts für ihn tun. Kapitulierte man, konnte frei über einen entschieden werden. So lautete das Gesetz.

Seine Glieder zuckten leicht, als wollten sie den Kampf nicht gänzlich

aufgegeben, während er die Straße hinabgeführt wurde. Kader suchte mit Blicken nach seiner Schneiderin, flehte sie stumm um Hilfe an. Beide wussten, dass es vergebens war.

Nimra wankte ihnen hinterher, raffte ihren schlichten Rock zusammen, versuchte die Wachmänner umzustimmen, doch sie waren unerbittlich: Der Schneider würde seine Hand verlieren, egal, ob er den Reif gestohlen hatte oder nicht. Mitten auf dem Basar wurde ein Tisch freigeräumt, der dritte askarī hob seinen Säbel, während die anderen beiden Männer den armen Kader fest am Arm packten und sein Gelenk freilegten.

»Nein!«, schrien Nimra und Kader wie aus einem Munde, Tränen der Verzweiflung brannten in beider Augen. Nimra rannte los, stolperte, sie wusste nicht, was sie tat, aber sie musste es verhindern. Noch bevor sie einen der Soldaten am Stoffgürtel greifen und wegziehen konnte, sauste die Klinge auf die Hand hinab. Wie in Zeitlupe vernahm sie das Geräusch: Es klang wie Sand, der vom alljährlichen Regen aufgeweicht wurde, gefolgt von dem Laut einer brechenden Lanze, als die Klinge den Knochen durchtrennte. Der Schrei Kaders hallte über den Platz, ließ die Musik auf der Bühne verstummen. Den Trubel, die Gespräche: Alle sahen zu dem gepeinigten Mann, der mit weit aufgerissenen Augen auf seine abgetrennte Hand blickte, die langsam von der Tischkante fiel. Auf dem Boden schlug sie auf wie ein lebloser Fisch. Der Knochen war sauber durchgetrennt, ein stechendes Weiß inmitten von rot. Der Stumpf am Unterarm blutete stark, ergoss sich in roten Wellen über das durstige Holz.

Kaders Schreie waren einem erstickten Wimmern gewichen. Wie in Trance stellte sich Nimra neben ihren Freund, ratlos, was sie für ihn tun konnte. Nach einigen Worten der Abneigung wandten sich die Soldaten zum Gehen und ließen den Verbrecher zurück.

Nimra griff ihrem Arbeitgeber unter die Arme und trug ihn von der glotzenden Menge fort, feine Sprenkel von Blut markierten ihren Weg zum Geschäft. Als Nimra die Tür aufstieß, hörte sie hinter sich das Leben in die Stadt zurückkehren. Die Musikanten heizten die Menge an, sangen, als hätte es nie eine Unterbrechung gegeben, während die Verkäufer ihre frische Ware anpriesen – nur einer fehlte.

Gebeutel von Selbstvorwürfen und Kummer, war Nimra unfähig, Worte des Trostes hervorzubringen. Sie wusste nicht, wie sie einen Mann trösten konnte, der einen solchen Verlust erlitten hatte. Denn selbst wenn sie alle Näharbeiten übernehmen und Kader lediglich im Verkauf arbeiten würde, so würde niemand

mit dem Wissen, dass kein Schneidermeister, sondern eine Frau die Kleider angefertigt hatte, bei ihm kaufen wollen. Obwohl nun jeder dem Mann – trotz seiner charismatischen Art und den immer freundlichen Augen – misstrauen würde, glaubte Nimra an seine Unschuld und wollte ihm zur Seite stehen: angefangen mit der Verarztung seines Amputats.

Die nächsten Stunden waren eine Qual. Kader war zunächst noch trunken vom Adrenalin gewesen, seine Schreie eher die des Entsetzens als des Schmerzes, aber langsam kam er zu sich. Nimra musste seine Wunde versiegeln. Nachdem sie Feuer entfacht hatte, setzte sie Kader eine Weinflasche an die Lippen und ließ ihn einige große Schlucke nehmen. Sie hoffte inständig, dass der Alkohol schnell seine Wirkung tat, sie konnte nicht länger warten. Aus einer der Holzkisten kramte sie einen sauberen Stoffetzen und stopfte ihn behutsam in seinen Mund. »Es tut mir so leid, Kader, es ist bald vorbei. Fest zubeißen, ich beeile mich!« Schnell erhitzte sie ein Messer über dem Feuer, presste die flache Seite der Klinge auf seinen blutigen Stumpf. Mit Tränen in den Augen versuchte sie Kader still zu halten, während der gepeinigte Mann sich hin und her warf. Sekunden später verlor er das Bewusstsein. Nimra dankte allen Göttern, die sie kannte, für diese Gnade.

Nachdem sie ihr Werk inspiziert hatte – sie hatte die Blutung stoppen können –, war sie unschlüssig, was sie tun sollte. Tief in Gedanken versunken bemerkte sie nicht, wie sich die Gestalt auf dem Krankenlager regte. Erst als Kader aufstöhnte, wandte sie sich um. Mit seiner verbliebenen Hand griff er nach einem Wasserschlauch und trank gierig. Sofort stand sie auf und setzte sich zu ihm. »Wie fühlst du dich?«, fragte sie leise.

»Ich bin kein Dieb. Ich bin es wirklich nicht«, hauchte Kader, als sei er in dem Moment seines Prozesses gefangen.

»Ich bereue, dir nicht geholfen zu haben«, wisperte sie und senkte beschämt den Kopf. Ein eingewickelter Stumpf trat in ihr Sichtfeld, Kader zuckte merklich bei jeder Bewegung. Sie sah auf und traf seinen glasigen Blick.

»Ich habe gesehen, wie du versucht hast mich zu retten. Ich mache dir keine Vorwürfe, du bist eine junge Frau und sie ausgebildete Soldaten. Sie hätten dir den Kopf eingeschlagen.«

»Die Gerechtigkeit hätte verlangt –«

»Die Gerechtigkeit hätte verlangt, dass du gar nicht erst hättest für mich eintreten müssen. Aber wir leben in sonderbaren Zeiten«, seufzte er und Nimra spürte, wie Kader die Zukunft abwägte, die vor ihm lag. »Ich werde dich nicht

mehr bezahlen können. Egal, welche Arbeit ich mir suche, du kannst mir nicht folgen.«

»Verkaufe deine letzten Tücher.«

»Das werde ich, und du wirst deinen Lohn bekommen. Allerdings kann ich dir nicht versprechen, dass es besonders viel sein wird.«

»Nein, du musst mir nichts geben«, erwiderte sie, doch Kader unterbrach sie mit einer unwirschen Handbewegung. Schweiß stand ihm auf der Stirn, es kostete ihn viel Anstrengung, ruhig zu bleiben. Sein Blick war nach wie vor glasig.

»Du wirst es dennoch schwerer haben als ich, das verspreche ich dir. Du hast keine Ausbildung, aber wenn ich dir einen Hinweis geben darf, dann wende dich an den Palast. Ich weiß, dass dort immer Zofen gesucht werden. Du bekommst eine Kammer und musst dich weder um Miete noch um Lebensmittel kümmern. Du bist ein tüchtiges Mädchen, du wirst geflissentlich deine Arbeit verrichten. Sie wären dümmer als ihre Soldaten, wenn sie dich nicht einstellen würden.« Verwirrt blinzelte Nimra, die dichten Wimpern zauberten Schatten auf ihre Wangen. Eine Anstellung im Palast? Warum hatte sie selbst nie daran gedacht? Natürlich hatte sie die Arbeit als Schneiderin genossen. Da sie nicht gierig war, hatte ihr das kleine Gehalt stets gereicht. Freilich würde sie dort mit mehreren Zofen in einem Raum wohnen müssen, aber sie müsste nie mehr des Abends allein sein, wenn die Dunkelheit durch die Gassen schlich und ihr eine Gänsehaut auf die Arme blies. Ja, sie stellte sich ein Leben im Palast gut vor.

Kader lächelte, er wusste, welche Gedanken durch den Kopf seines Schützlings gingen. Je länger er die gutherzige Frau betrachtete, desto mehr überkamen ihn gemischte Gefühle. Er wollte Nimra umsorgt wissen. Doch noch ahnte sie nicht, wie schwer sie es im Palast haben würde. Er hatte Geschichten gehört ...

Der Schmerz überspülte ihn wieder und er sank benommen auf sein Kissen zurück. *Hoffentlich habe ich sie nicht in ihr Verderben geschickt. Ihr Gemüt wird dem Monster kaum gewachsen sein*, dachte er, bevor er in einen unruhigen Fieberschlaf fiel.

## KAPITEL 2

Obwohl er dem Personal kaum Beachtung schenkte, war es für Prinz Djamir Feras Malik Alealam eine Befriedigung, wenn sie vor ihm zurückwichen.

Der Prinz des größten Wüstenreiches schritt stolz die Korridore entlang, der edelsteinbesetzte Säbel an seiner Seite schlug bei jedem Schritt sanft gegen sein Bein und verstärkte sein Gefühl der Macht. Ein jeder wusste, wie geschickt er mit der Klinge war. Kein Soldat des Palastes hatte ihn je besiegt, seitdem er sich seine edle Waffe im Kampf verdient hatte. Er war nicht nur exzellent im Schwert- und Säbelkampf, auch für den Rücken der Pferde schien er wie geboren zu sein. Dies war seine große Leidenschaft.

Djamir beendete an diesem Tag frühzeitig seinen Unterricht. Seine Lehrer versuchten zu widersprechen, doch niemand argumentierte lange gegen die Entscheidungen des Prinzen.

Als er sich den Wachen näherte, die vor seinem Gemach standen, bemerkte er, dass sich ihre Schultern anspannten. Eine Magd kreuzte seinen Weg und wich in die Schatten zurück, in die sie gehörte. Ja, Macht beflügelte ihn.

Mit nicht weniger als vier Verbeugungen entfernte die Wache sich. Djamir rief daraufhin barsch nach seinem Diener: »Bring mir meine Reitstiefel!«

In die staubige Tracht, die er nur zum Reiten trug, gekleidet, marschierte Djamir geradewegs zu den Ställen. Er hatte vor ein paar Tagen eine Stute erstanden, die er für die Zucht mit seinem schönsten Hengst verwenden wollte.

Obwohl das Ross bereits neun Jahre alt war, strotzte es vor Kraft und Energie eines Fohlens. Der Kalif würde niemals ein Tier reiten, das älter als sechs Jahre war, doch Djamirs Pferde waren die einzige Sentimentalität, die er sich erlaubte.

An den Palastställen angekommen, machte Prinz Djamir schnell auf sich aufmerksam. Die Ställe umfassten mehrere Gebäude und waren geräumig genug, dass vier Familien bequem darin hätten wohnen können. Die hohen Decken der Ställe ließen anmuten, dass es sich hierbei um einen eigenen Palast handelte. »Wo ist meine neue Stute?«, herrschte Djamir den Stallburschen an, der ihm sofort entgegengeeilt war, als er das sich brechende Licht am Schmuck des Prinzen